

Zwai Riescher am Gorden

Zwai Riescher am Gorden

Dau höß mat mir emmer

Zwai Häscher am Klie,

De Nöre gemaach,

Föhr hin, dau falsch Herzchen,

Dau baß et net wert, dat

Et get er nöch mie.

Ich leef an de Baach.

Et aß mer nau al dat

Su lank s wie breet,

Föhr hin, dau falsch Kätzchen,

Et get der nöch leed!

Peter Zirbes

Kennst du deine Heimat?

Dann erkanntest du im 3. Heft die Heiðstätte „Maria Grünewald“ bei Wittlich im Winterkleid.



Ein Haus aus dem Märchenland! Ein Haus mit 3 Giebeln! Das gibt es nicht! Es ist ein altbekanntes Weinhaus in einem sonnigen Mosellort, der durch seinen vorzüglichen Wein weit über unseren Heimatkreis hinaus bekannt ist. Wo, das sage ich dir im 5. Heft: „Treue Heimat“ (Brauchtum und Sitte im Jahresring)

Dieses Heft wurde bearbeitet von Peter Kramer, Bernkastel

Das Titelbild zeichnete Hans Scherl, Wittlich

Bildarchiv: Amt Kreis

Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhld.

LAND ZWISCHEN MOSEL UND MAAREN



Herausgegeben von Schulrat Schaefer, Wittlich und Peter Kramer, Bernkastel unter Mitwirkung der Lehrerschaft des Kreises Wittlich

Heft 5: „Treue Heimat“

Brauchtum und Sitte im Jahresring

Treue Heimat

Mit Mariä Lichtmeß fängt das natürliche Jahr an; es endet im Eis und Schnee des Winters, bis wieder der Lichtmeßtag kommt mit den ersten Lebenszeichen in Acker und Garten, in Wiese und Wingert. Dieser immer wiederkehrende und von neuem kreisende Jahresring wurde im Laufe der Jahrhunderte von festen Bräuchen und Sitten umrankt, die aus den Jahreszeiten und der Bauernarbeit nicht mehr fortzudenken sind.

Weil in unserer Heimat die Vätersitten und Ahnenbräuche so zahlreich bewahrt geblieben sind wie kaum in einer anderen Landschaft des Vaterlandes, darum haben wir dieses und das folgende Heft stolz „Treue Heimat“ genannt. Wir hätten von den Sitten und Bräuchen unserer Heimat ein dickes Buch füllen können; doch da dies nicht anging, können wir nur eine ganz kleine Auswahl bringen von den Hauptzeiten und Haupttagen zwischen Frühjahrsanfang und Winterende. Diese Auswahl, ihr Jungen und Mädchen, soll euch anregen, das Brauchtum eures Dorfes und eures Städtchens selbst aufzuschreiben, zu sammeln und festzuhalten. Auch bei uns schwinden Sitte und Brauch von Jahr zu Jahr mehr und mehr. Wo sie aussterben, kann man nicht mehr von ihrer Kultur reden, da geht das Volkstum zugrunde. Vieles müßt ihr schon bei euren Eltern und Großeltern erfragen.

„Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen; man muß sie ehren!“ hat der große Dichter Goethe gesagt. Und sie ehren, heißt sie bewahren und pflegen, heißt sie weitervererben an die zukünftige Generation.

Sing mit, mein Herz, stimm' kräftig ein:
Im Frühling muß man frohlich sein!

Heut' ist der schöne Lichtmeßtag

Nach altchristlichem Brauch wird heute in den Kirchen und in den Bauernhäusern die Weihnachtskrippe abgebaut und bis zum nächsten Christfest weggestellt. Das göttliche Kind ist jetzt 40 Tage alt, es liegt nun nicht mehr in der Krippe des Stalles; die Mutter nimmt es auf den Arm und trägt es, von Anmut übergossen, über die Straße ins Gotteshaus zur Weihe und Aufopferung. Seit den ersten christlichen Zeiten begleitet eine Lichterprozession diesen ersten Ausgang von Mutter und Kind.

In der Frühe werden die weißen Kerzen geweiht. Sie werden im Laufe des Jahres bei Gewitternot angezündet, bei Krankheiten in Haus und Stall und beim Nahen des Todes. Wie tief sinnig war ehemals der Brauch, daß der Hausvater am Lichtmeßabend jedem der Hausgenossen mit der geweihten Kerze das Kreuzzeichen machte, und an dieser Kerze entzündete jeder sein eigenes Licht und sangte sich als Buß- und Reinigungszeremonie einige Kopphaare, dann zog die kleine Lichterprozession durch Stuben und Ställe, und an jedem Haustier geschah dieselbe Sengung, wobei der Bauer auch einige Tropfen Wachs auf die Stirne der Tiere fallen ließ. Über Türen und Tore, auf die Fensterbank, ja auch auf die Ackergeräte wurden in vielen Orten unseres Kreises kleine Wachskerzen gestellt, die Unheil abwehren und Glück anziehen sollten.

Der Lichtmeßtag öffnet das Tor zum Bauernjahr. Er ist der natürliche Neujahrstag für die bäuerlichen Menschen. Das Tageslicht hat sich um einige Hahnenschreie gelängt; jetzt ist die Winterruhe vorbei und das

Stubenhocken aus, gottlob! Daheim ist alle Winterarbeit getan. Das letzte Korn ist ausgedroschen, der Jungwein ist abgestochen, das Futter geht zusammen, darum wird ein Rind verkauft und ein fettes Schwein dazu. Denn Lichtmeß ist alter Zinsstag. „Wer Lichtmeß nicht zahlen kann, kann es nie,“ sagt ein Bauernspruch. Die fällige „Steg“ wird beglichen, das Gesinde erhält seinen Lohn, Steuern werden aufs Finanzamt getragen. Und hinaus geht's auf den Acker, in die Baumgarten, in den Wingert. Überall regt sich das Leben. Mag es auch noch fröhlicher und schneier; der alte Bauernspruch tröstet: „Wenn es Lichtmeß schneit, ist's bis zum Frühling nicht weit.“ Das Spinnrad kommt auf den Speicher; es gibt bald andere Arbeit in Hof und Feld, in Wiese und Weinberg. Im Moseltal, wo das Frühjahr ein gut Stück zeitiger kommt als auf den Randhöhen, hat der Rebschnitt schon angefangen:

„Lichtmeß — Spinne verzeh'!“ „Et Krummeß in de Hand — in de Wingert gerant!“ Und der Winzer sieht es gern, wenn heute die Sonne scheint. „Lichtmeß hell und klar bedeutet ein gutes Weinjahr.“ Zwar meint der Eifelbauer. Lichtmeß-Sonne sei gefährlich, das Himmelsgestirn müsse dann wieder um 40 Tage zurückgehen, und der Bauer tue gut, Heu und Stroh noch zu verfahren, wenn Lichtmeß die Sonne länger als für einen Gang durchs Dorf scheine. Dennoch kann nun der Winter den Bauersmann nicht mehr schrecken: es wird ernst mit der steigenden Sonne, er spürt's im Blut, und er spürt's in den Knochen. Auch die Knechte und Mäde und die Handwerksburschen säuren es. Lichtmeß ist ihr alter Wandertag. Im ganzen Rheinland hieß der Lichtmeßtag früher auch „Pünnerchestag“, weil das Gesinde plünderte, das heißt umzog, den Platz wechselte zu neuem Anfang. Der Wanderrnde nahm freundlichen Abschied vom ganzen Hause; er bekam eine ordentliche Wezehr ins Tuch gebunden, dann nahm er seine mit farbigem Band gezierte Peitsche in die Hand, und ehe er unter dem Geleit der Kameraden, die auch ihre Peitschen bei sich trugen, das Dorf verließ, gaben sie mit ihnen auf dem Dorfolat einen kunstvollen Abschiedsknall, daß es nur so hallte. Uralter Zauber steckte in diesem Peitschenknatter: die Wachstumsgeister sollten geweckt, die dunklen Geister des Winters vertrieben werden. Wie fein übersetzt das Wort „Pünnerchestag“ den christlichen Begriff des Reinigungsfestes! Am Lichtmeßtag soll ein jeder mit allem Winterplunder äußerlich und innerlich aufräumen, die Dampfhufe abschütteln, alte Schuld bezahlen, den Zins nicht vergessen, alle Feindschaft und Mißgunst begraben, den Haß im sich; verzehrenden Kerzenlicht verbrennen und die Liebe neu anzünden, damit er gelüftet ist zum Beginn des natürlichen Jahres, zum Anfang des neuen Jahresringes der bäuerlichen Arbeit.

Heischedieder zum Feten Donnerstag und zur Fastnacht

Eier, Eier, Rieschen,
Speck in mei Schießchen,
Mehl in mei Säckelche,
Qui, qua, queckelche!
(Bengel)

Herrchen und Fräuchen,
Wir singen um ein Eichen,
Zwei liegen im Nestchen,
Eins soll sie geben,
Lang soll sie leben,
Glücklich soll sie sterben.
(Flußbach)

Haohnäppel, Haohn,
De Faosicht geht aon!
De Kuchen will net ritschen.
Wäsgen, kommt ihr bald?
Mei Fülcher sei mir kalt,
Geft mir Eier un Speck,
Da laofen ech von der Dür
e weck.

(Manderscheid)

Und wie heißt euer Fastnachts-
liedchen auf dem Heischedag?

Scheffsunn-dich in Seinsfeld

Der Aschermittwoch hat mit dem Ernst der Fastenzeit die Heiterkeit der Karnevalstage abgelöst. Aber noch einmal gewinnt der Übermut der Jugend die Oberhand: am ersten Fastensonntag, dem „Scheffsunn-dich“. Sobald der Sonntagnachmittag heranrückt, gehen die Burschen des Dorfes in den Wald und suchen sich einen passenden Baumstamm aus. Danach ziehen sie von Haus zu Haus und erbitten sich Stroh und Reisig. Mit dem Stroh wird der Baumstamm dick umwickelt. Daraufhin wird dieser auf den „Reeder“ gebracht, aufgestellt und das Reisig rundum aufgebaut. Sind die letzten Klänge der Betglocke verhallt, so eilt jung und alt zu dem Hüttenbaum, wie man ihn nennt. Dieser wird sodann angezündet. Hellauf lodern die Flammen gegen den Himmel. Genau beobachtet man, in welche Richtung der Rauch zieht, um die Witterung für die kommenden Monate feststellen zu können. Jetzt werden die schönsten Heimatlieder gesungen. Ist die Macht des Feuers gebrochen und der Heiserhaufen zusammengesunken, so kehrt alles unter Sang und Klang ins Dorf zurück. Die Burschen- und Mädchenschar zieht nach dem Abendessen mit der Ziehharmonika durchs Dorf und sammelt Speck und Eier. „Aja raus, de Hettebom as aus!“ rufen sie in die Stube hinein, und ihre Bitten bleiben nicht ungehört. Danach werden aus den Spenden für die jugendliche Festgemeinde in einer Gastwirtschaft Eierkuchen gebacken und gemeinschaftlich verzehrt. Das Backen besorgt die zuletzt vermählte Ehefrau des Dorfes.

Kurt Jung, Seinsfeld.

Bauregeln im Februar

Lichtmeß trüb, dem Bauer lieb. — Brigid' nimmt den Winter mit. — Mattheis bricht's Eis; find't er keins, so macht er eins. — Wie Matthias das Wetter macht, so bleibt es noch durch vierzig Nacht. — Wenn im Februar die Mücken schwärmen, muß man im März die Ohren wärmen. — Im Februar muß die Lerch' auf die Heid, es mag ihr sein lieb oder leid. —

Weiteub — erste Sommerbraut

Der Gertrudentag am 17. März ist einer der volkstümlichsten Heiligtage. Die Heilige war schon mit zwanzig Jahren Äbtissin des Klosters Nivelles bei Brüssel. Sie schuf durch unermüdete Garten-, Feld- und Hausarbeit eine beispielhafte Klostergemeinschaft, darüber hinaus war sie weit und breit bekannt als barmherzige Frau. Hospitäler und Gastherbergen ließ sie erbauen, um allen jenen Obdach, Speise und Trank zu gewähren, die auf den Straßen irrten. Am 17. März 659 starb die Edel-frau, gleich dem Herrn erst 33 Jahre alt.

Gertrudendaach
werfen die Handwerksleut et Licht en de Baach,
nur de Schneidern und de Schustern
müssen et halten noch bis Ustern.

Sie steht am Tor des Frühlings, am Tor des neuen Lichtes und Sonnen-glanzes. Sie steht am Tor der Fruchtbarkeit und Blütenpracht, am Tor, das zur Frühjahrarbeit führt.

Sankt Gertraud - erste Sommerbraut,
gibt den Kühen den Gang
den Pferden den Strang,
den Bienen den Flug
und hebt den Schafen die Kripp' auf.

Von heute an erhalten die Schafe kein Krippenfutter mehr, und auch die Kühe kamen in alter Zeit von jetzt bis zum Herbst auf die Gemeindeweide. „Off Gertraud treift de Hert de Koh ent Kraut.“ Auf Sankt Gertraud soll der erste Flieger ins Feld, und im Garten geht heute die Tür auf.
„Gertraud mit dem frommen Sinn, ist die erste Gärtnerin.“ Heute darf es nicht frieren, „Friert's auf Sankt Gertraud, der Winter noch lang nicht ruht!“ „Ist's Gertraude sonnig, wird's dem Gärtner wonnig!“

Wenn der Seidelbast blüht

Jedes Jahr, wenn die Fastenzeit sich der Leidenswoche nähert, schickt mir eines Tages der Förster Krink eine kurze Nachricht. Es ist so weit, läßt er mir bestellen, und ich rüste mich für unsern Waldgang. An einem der Nachmittage stelle ich mich bei ihm ein, und nach einem Schnaps ziehen wir los. Es ist noch Winter im Kandelwald. Das ungeheure Gewölbe über den Baumstämmen ist noch erstarrt im Banne der kalten Nächte, aber auf dem Laubboden der Säulenhallen spielt ein goldenes und rotes Schimmern, das durch die Kronen zittert. Der Förster führt mich durch den Südgang, wo schon ab und zu ein Ästchen knospet, wo die Waldbreie schon dünne Blättchen zeigt. Plötzlich bleibe ich stehen und schnuppere mit der Nase. Ich rieche unser Ziel. Der Seidelbast blüht!

Förster Krink ist noch einer vom alten Schrot und Korn. Er sieht und liebt auch die kleinsten Wesen des Waldes, und er ist auch ein bifichen abergläubig. Es gibt Tage und Zeiten, da muß er seinen ganz bestimmten Gang tun, und einer dieser Gänge ist in der Passionswoche der Gang zum blühenden Seidelbast. Er nennt den Strauch nicht Seidelbast, Herrgottsholz sagt er dazu, und er ist stolz darauf, daß der Strauch in seinem Waide Zuflucht gefunden hat. Der starke mandelsüße Duft hat uns schnell zum Standort geführt. Da stehen einige Sträucher vor uns, niedrige, unscheinbare Gewächse, alle Ästchen sind noch blattlos, doch von unten bis oben leuchten sie im Fliederrot der Blüten. Im winterkahen Gehölz ist aus dem warmen Boden der Südseite in der Leidenszeit des Herrn das erste Waldwunder erblüht.

So halten wir es jedes Jahr, daß wir um die gleiche Zeit den ersten blühenden Waldstrauch aufsuchen. Jedesmal ist unser Gespräch dabei das gleiche. Zuerst erzählt der Förster die Legende vom Herrgottsholz, wie der nun so unansehnliche Strauch zu Christi Lebzeiten im Morgen-stande, der sei mächtiger Baum gewachsen sei. Einer habe auf dem Oberg-Kreuz des Herrn gezimmert, und man habe aus seinem Stamm das Kreuz des Herrn gezimmert. Seitdem sei der Strauch verflucht; er sei in alle Erdteile zerstreut worden, überall müsse er niedrig und schwach bleiben, und in allen seinen Teilen sei er mit teuflischem Gift angefüllt, im Holz, im Blatt und in der Rinde, in der Blüte und in der scharlach-roten Frucht. Falschholz nennen die Bauern den Busch, falscher Flieder, die Christi Hände und Füße durchbohrten.

So erzählen wir; aber Förster Krink ist ein besinnlicher Mann, dem es nicht in den Kopf gehen will, daß in seinem Waide etwas verflucht sei. „Meinst du“, fragt er mich, „daß es wirklich Wesen gibt, die für alle Ewigkeit verflucht sind? Schau, daß unser Herrgottsholz als einziges Waldholz blühen darf zur Passion des Herrn, daß seine Blüten so kräftig duften, daß sie die Form der Nägel haben, soll das nicht eine Auszeichnung sein, vielleicht eine Gnade und ein Hinweis für uns alle? Und sieh dir den Bast an! So zart und hell wie menschliche Haut ist die Rinde ums Holz gespannt, wie Seide fühlt sie sich an!“

Ich bin mit dem Alten der Meinung, daß kein Geschöpf verflucht sein kann von seinem Schöpfer, im Gegenteil, daß jedes in seiner Art Gottes Lob verkündet.

Bevor wir uns auf den Heimweg begeben, schneidet der Förster ein einziges Astlein ab, fast feierlich geschieht es, und feierlich wirkt auch die Bewegung, mit der er mir das Blütenreis überreicht. Jedes Jahr geschieht es so, und jedes Jahr in der heiligen Woche füllt das Blütenastlein vom Herrgottholz aus dem Kandelwald meine Stube mit seinem schweren Duft.

Alte Osterbräuche der Heimat

Aller Feste tiefstes und bedeutungsvollstes für das wurzeltreue, gläubige Volk unseres Berglandes ist das Osterfest. Es ist nicht nur die Auferstehung aus Winternacht und Winterkälte, es ist das Wiedererwachen des Lebens draußen.

Usterdaach, Dao danzt mein Woas,
Dao rauscht de Baach, Dao spiltt me Här,
Dao hept de Hoas, Dat han eich gär.

In der grauen Morgenfrühe gehen die Jungen mit den Klappern und Rasseln noch einmal durchs Dorf und rufen: „Ihr Leut, ihr Leut, stit op, et as Usterdaach!“ Und bevor die Dorfprozession in die Kirche zieht, ehe „der Herrgott opgehown“ wird, müssen die Klapperjungen draußen poltern und lärmern, um den Judas zu verjagen, um das Erdbeben der Auferstehung darzustellen, um die letzten unholden Wintergeister zu vertreiben. Dann läuten die Auferstehungsglocken, am Morgenhimmel taucht die Sonne auf. Nach altem Volksglauben tanzt sie am Ostermorgen, und die Bäche jauchzen, und alles Wildgatter hüpf und springt. Diese aufsteigende Sonne ist das Symbol des auferstandenen Christus, sie weckt ein brausendes Halleluja über den Bergen und Wäldern, sie vertreibt die Nebel und Dünste, sie weckt der Hügel Schall und der Täler Klingen, bis von Dorf zu Dorf die Osterglocken singen. Die Ostersonne segnet die Quellen. Ehemals zog groß und klein hinaus und schöpft Osterwasser im Glanz des aufsteigenden Himmelsgestirns. Mancherorts heißt der Quell noch Osterbrunnen. Dorthin spaziert man Osternachmittag, um Eier und Osterwecken zu verzehren und aus einem irdenen Henkelkrug Wasser zu schöpfen und zu trinken, auch dem Vieh nimmt man davon mit, daß es im Jahr gesund bleibe. Das erste grüne Futter wird da und dort in der Osternacht vor den Stall gelegt, Brot liegt am Fenster, damit es von den geheimen Kräften dieser Nacht und dieses Morgens gesegnet werde. Mancher Bauersmann holt in aller Frühe vom Felde eine Handvoll junger Kornplänzchen und gibt sie dem Vieh in den „Sauf“ als Schutz gegen Seuchen.

Am Ostermorgen soll jeder Christ ein Ei essen. Das Ei galt bei den Völkern des Altertums als Sinnbild des Lebens überhaupt, als Sinnbild der Schöpfung und Auferstehung und der Fruchtbarkeit. So stehen die Ostertage außerhalb der Kirche ganz im Zeichen der „Ustereier“. Die „Beichteier“ für Pfarrer und Küster sind wohl überall abgelöst, aber die Meddiener sammeln noch am Karsamstag von Haus zu Haus ihre Eier, sie nehmen auch Kuchen und Groschen als Lohn für ihren treuen Jahresdienst am Altar. Die Paten beschenken die Kinder, die sie über die Taufe gehalten haben, mit farbigen Ostereiern, und da und dort pflegen die heranwachsenden Mädchen ihren Burschen auf dem Oster-spaziergang Eier zu schenken.

Eierspiele der Jugend sind noch überall gebräuchlich. Es wird mit ihnen gekippt, gekappt, getippt oder gespickt. Sie werden mit dem stumpfen oder auch mit dem spitzen Ende aneinandergeschlagen, und das Ei, das dabei entzwei geht, erhält der Gegenspieler.

Daß der Ostertag auch ein bäuerlicher Lostag ist, ist ganz natürlich. Das Osterwetter soll für das ganze Bauernjahr bedeutsam sein. Heute muß ein sonniger, heller Tag sein, Regen ist von schlechter Vorbedeutung. „Regnet's am Ostertag, regnet's al Sonntag.“ „Wenn es Ostertag regnet, schlägt der Regen das ganze Jahr nicht an.“ so sagen die alten Bauersprüche.

Das frühere Osterfeuer, ursprünglich die Verbrennung des Winters, dann die des Judas, der als Strohmännchen in die Flammen geworfen wurde, ist abgelöst vom Karsamstagfeuer der Kirche, das aus dem Stein geschlagen werden muß gleich dem verkündeten Christus, der aus der Grabeshöhle und aus der Fessel des Todes trat. An ihm wird die Osterkerze entzündet. Der Tod ist durch das Licht besiegt, des sollen wir uns alle freuen!

Heimliche Bauernweisheit über den launigen April

Ein richtiger April, der tut, was er will;
ist er trocken oder naß, leicht erkennt ein jeder das.
Es ist kein April so gut, er schneit dem Schäfer auf den Hut.
Ist auf Georgi der Weinstock noch blind,
so sollen sich freuen Mann, Weib und Kind.
Leg erst nach Markus Bohnen; er wird dir's reichlich lohnen.

Meine kleine Weidenlöte

Auf der kleinen Brücke steht ein Junge, darunter her fließt der muntere Bach. Er sitzt im hellen Sonnenschein wie ein Schneider und hält in der linken Hand ein daumendickes Weidenstück. An dem einen Ende hat er es weiß geringelt, das andere hat er auf seinen Absatz gelegt. Immerfort dreht er das saftige Holz, während er mit dem Heft seines Taschenmessers, das er an der Klinge gepackt hält, darauflos hämmert. Dazu murmelt er dunkle Worte. Er will sein Werk beschwören, damit sich der Bast vom Zweigholz löse.

Ich bleibe stehen. Heimlich nach der eigenen Kindheit hat mich befallen. Da sitzt nun ein Junge auf dem Brückenstein des Eifelbächleins, macht sich eine Weidenlöte und singt leise einen Vers, einen uralten Zauberspruch:

„Hip, hap, hup!
Wenn de Huupe kraachen, Mos mer neie maachen,
Hip, hap, hup!“

Nun hört er auf, steckt das weiße Ende in den Mund und beißt zu. Mit beiden Händen dreht er kräftig an der Schale; aber sie will sich noch nicht lösen. Wieder schlägt er mit dem Messergriff darauf, wieder spricht er die Beschwörung; diesmal versucht er es mit einem anderen Zauberspruch:

„Saft, saft, seiden, De Kröte en de Baach,
De Schlangen en de Weiden, Dat mein Hup - Hup auskraacht!“

So, nun ist die Rinde gelockert, leicht zieht er die Röhre vom Holz. Kein Riß ist an ihr. Das Hauptwerk ist getan, bald wird die kleine Hup flöten. Unbeholden und kindlich, aber froh wird das Liedlein in diesen sonnigen Frühlingstag blühen, wie die hellen Gänseblümchen auf der Wiese.

Das Weidenliedchen klingt in mir nach, wie ich meinen Weg fortsetze. Wie lange ist es her, daß ich selbst Weidenflöten kloppte! Hinter dem Dorfe, wo es niemand sieht, schneide ich einen treibenden Weidenstab ab und will es noch einmal versuchen. Beim Klopfen singe ich beschwö-

rend und raunend das Weidenlied der eigenen Kinderzeit, den Südeifeler- und moselländischen Lösespruch, eintönig klingt seine Melodie:

„Saft, saft, siele, Korn in de Mühle, Stän in de Baach, De Hup es noch net gemaach. Mutter, gib mir Pfennige! Wat duste mit den Pfennige? Nadeln kaufen - Nadeln kaufen. Wat duste mit den Nadeln?	Säckelcher flicken - Säckelcher flicken. Wat duste mit den Säckelcher? Stäncher raffan - Stäncher raffan. Wat duste mit den Stäncher? Vigelcher werfen - Vigelcher werfen. Wat duste mit den Vigelcher? Braten - braten. Jetzt ist mei Pfeifche gut geraten.“
---	--

Mein Werk gelingt. Die Flöte ist fertig, sie klingt wie ein Amselruf. Froh wie ein Kind wandere ich flötend weiter. Da begegnet mir ein Bauersmann; er macht einen Bogen um mich und tippt an seinen Kopf. Ich werde rot und stecke die kleine Weidenflöte hastig in die Rocktasche. Hernach schenke ich sie einem Jungen, der am Waldrand zwei Ziegen hütet.

Und wie heißt euer Weidenflötenliedchen?

Mainacht

Mai und Pfingsten zeigen den Frühling in seiner ganzen Pracht. Maiabend, erste Mainacht (Walpurgisnacht) und erster Maitag geben besonderen Anlaß zu Bräuchen aller Art.

Früher galt es in der Eifel als erstes, am Vorabend die Ställe mit Kreuzen, gesegneten Kräutern und anderen Dingen gegen feindliche, allem Wachstum schädliche Geister und besonders gegen die das Vieh verderbenden Hexen zu schützen. Die Nacht hindurch wurden die Glocken geläutet, um die Saaten vor Schaden zu hüten und die Hexen zu verscheuchen. Am ersten Maitage selbst wurde die Grenze der Dorfgemarkung beschritten. Bei diesem „Begang“ gingen die Kinder als Gedächtniszeugen mit; man stieß sie unsanft auf die Marksteine nieder, auf daß diese ihnen unvergesslich blieben.

An der Dorfstraße oder auf dem Dorfplatz wird der „Mai“ aufgepflanzt in Gestalt des buntbebänderten Maibaumes. In Spang geschieht dies in der Mainacht auf dem Nikolausberge vor der Kirche. Ehe die Burschen den Maibaum einholen und die Maieifer beginnen, treten sie einen Betsgang durch das Dorf an. Sie sammeln die Maieier oder Geld als Ersatz; denn sie müssen sich bei und nach der „schweren“ Arbeit mit Eiern, Kuchen und Brantwein stärken. Sie singen:

„Wir kommen hier gegangen, Röschen rot Ihr wollt uns schön empfangen, Röschen rot	Gebt uns vom Huhn ein Ei, Röschen rot Wir stellen auch den Mai, Röschen rot!“
--	--

Vor dem Hause, das nichts spendet, wird „Kaaft“ gestreut, um es als ein geiziges zu zeichnen. Dem Gebefreudigen aber schallt ein Dankeschön in Versen entgegen.

Dann begeben sich alle in den Wald und fällen eine junge „schmacke“ Buche oder eine schlanke Rottanne, die sie an einem seit alters bestimmten Platz in den Boden pflanzen. Den Gipfel schmücken sie mit einem Kranz von Eierschalen und bunten Bändern. Solange der Baum steht, tanzt das Jungvolk abends Ringelreihen um den Stamm; es tanzt um „die Kronen“, wie es früher hieß.

In manchem Dorf werden den Mädchen von ihren Burschen auch Maien vor die Türen gestellt; anderen wird Häcksel oder Kalk vor die Haustür gestreut, das geschieht jenen Mädchen, die keinen guten Ruf haben.

Geh' aus mein Herz, und suche Freud
in dieser schönen Sommerzeit!

Johannistag

„Sankt Johann schlägt der erste Mäher an.
Von Sankt Johann läuft die Sonne winteran.
Nußwachs und Wein gräbt Johannisregen ein.
Wie's Wetter an Johanni war, so bleibt's wohl 40 Tage gar.
Johanni trocken und warm, macht Bauer und Winzer nicht arm.“

Am Feste des hl. Johannes des Täufers war es allgemein gebräuchlich, Kränze auf die Dächer der Häuser zu werfen und das Stück Vieh, welches des Morgens zuletzt zur Herde kam, am Abend bei der Rückkunft der Herde kränzt durch den Ort zu führen. Ebenfalls wurde vor dem Dorfe ein Feuer angezündet, und alle Jungen mußten über dasselbe springen. Die nicht über das Feuer kamen, durften hernach nicht mit Eier heischen gehen. Wo in einem Hause den Heischenden nichts gereicht wurde, trieben dieselben einen Keil ins Schlüsselloch. In Scheidweiler nahmen die Burschen des Ortes am Johannistage ein Bäumchen, verzieren es mit Blumenkränzen und Bändern, zogen damit in die nachbarlichen Orte, heischen Eier und verzehrten dieselben bei Spiel und Tanz. Das Bäumchen aber wurde im Orte zur Schau gestellt.

An vielen Orten unseres Kreises hatte der Kuhhirte am Johannistag kaum notwendig, mehr als einmal ins Horn zu blasen, und alle eilten, um möglichst schnell mit ihrem Vieh an dem Versammlungsorte zu erscheinen. Denn das Mädchen, welches mit seinem Vieh zuletzt kam, wurde nicht bloß der Gegenstand des Tagesgesprächs und Gelächters, sondern mußte sich's auch gefallen lassen, während des Jahres geadelt zu werden. War darüber entschieden, welches Vieh an diesem Tage zuletzt zur Herde gekommen, so gingen am Nachmittag alle Dorfmadchen in die Gegend, wo der Hirte weidete, pflückten Blumen und machten daraus ein Gewinde. Damit wurde nun die betreffende Kuh am Halse umwunden und am Abend unter dem Gelächter von jung und alt durchs ganze Dorf geführt.

(J. H. Schmitz: Sitten und Bräuche des Eifler Volkes).

Margaretenag

Im Jahre 304 starb in Antiochia in Kleinasien ein junges Mädchen mit dem griechischen Namen Margareta, die einzige Tochter eines heidnischen Oberpriesters, den Märtyrertod unter dem Henkerschwert. Zuvor war sie gräßlich gefoltert, blutig gepeitscht und mit eisernen Kämmen zerfleischt. In ihrer Qual sah sie den Teufel in Drachengestalt vor sich, den sie eiligst durch ein Kreuzzeichen vertrieb.

Der 13. Juli ist der Festtag dieser Märtyrerin, und seit Jahrhunderten gehört dieser Margaretenag zu den innigsten und volkstümlichsten Heiligentagen. Zwar ist sie in der Trierer Diözese nur achtmal Pfarrpatronin, aber ihr Bild steht in zahllosen Kirchen und Kapellen, -mit dem Lindwurm an der Kette oder unter den Füßen. Sie gehört zu den drei Jungfrauen unter den 14 Nothelfern:

Barbara mit dem Turm,	Katharina mit dem Rädchen,
Margareta mit dem Wurm,	Das waren drei schöne Mädchen.

Ihr Festtag ist einer der bäuerlichen Lostage. Weil sie einst die Schafe

auf dem Landgut ihrer Amme hütete, ist sie die „heilige Wetterfrau“ der Winzer und Bauern; ihr vertraut der gläubige Bauersmann Ackerfrucht und Traubenernte an.

Auf Margaretenstag darf es nicht regnen. „Bringt Margret Regen statt Sonnenschein, so kommt die Brotfrucht schlecht herein.“

Der schönsten Wiesenblume gab unser Volk den Namen Margaretenblume. Mit ihrem goldenen Herzschild und ihren reinweißen Strahlenblättern ist sie das Sinnbild der Ritterlichkeit und Reinheit. Gibt es ein schöneres Sommerbild als das eines Mädchens, das auf der Wiese steht und die weißen Strahlenblüten abzupfend, das Blumenorakel fragt: „Er liebt mich — liebt mich nicht — liebt mich“ — liebt mich nicht — liebt mich?“ Einmal hörte ich ein Mädchen, das fragte am schönsten: „Ledig san? Hochzeit han? Ins Klösterli gan?“ Sie ist nicht ins Kloster gegangen und auch nicht ledig geblieben.

Unser Krautwisch

Des Sommers ganze Nähr-, Heil- und Segenskraft ist im Krautwisch verkörpert, der am Feste Mariä Himmelfahrt in der Kirche geweiht und dann heimgetragen wird. Dieser schöne, fromme Brauch besteht noch in allen Dörfern und auch in unserer Kreisstadt. Darum, ihr Jungen und Mädchen, soll auch darüber nichts erzählt werden. Jedes Jahr übt ihr den Krautwisch-Brauch in alter Treue. Schreibt es selbst einmal auf, was bei euch um die Kräuterweihe alte Sitte ist. Welche Pflanzen gehören in euren Dörfe in den Krautwisch? Wieviele müssen es sein? Warum sind es wohl gerade diese Kräuter? Was geschieht hernach und im Laufe des Jahres mit dem Büschel? Dies alles hat einen tiefen Sinn, und das Wissen darum könnte leicht verloren gehen. Deshalb muß es festgehalten werden in euren Herzen und in der Schul- und Dorfchronik.

Nach St. Bartholomä

Für den moselländischen Bauern beginnt der Herbst am Bartholomäus-tag (24. August). Nun heißt es, die letzten Gaben noch zu ernten:

„Bartholomä!
Wer Grummet hat, der mäh;
Wer Korn hat, der sä;
Wer noch Hafer liegen hat, der rech;
Wer Äpfel hat, der brech;
Wer Birnen hat, der rüttel;
Wer Zwetschen hat, der schüttel!“

Die Tage sind kürzer geworden; darum wird das Vieruhrbrot nicht mehr aufs Feld getragen, es fällt überhaupt von jetzt bis Lichteß fort. Das dünne Leinenzeug schützt den Körper nicht mehr vor Nebel und Kälte, Leinenhosen und Strohhüte werden abgelegt, und der Schäfer draußen auf der Weide muß sich vor dem langen Sitzen auf der Erde hüten. In den Eifeldörfern sagt man:

„Sankt Bartelmes
Holt dem Bauer de Kes
On dem Schäfer d' Langeges.“

Er hat's schwer, Sankt Bartholomä, und er weiß nicht, wem er's recht machen soll; der Winzer wünscht sich Sonne für den Wein, der Bauer Regen für die neue Kornsaat, und auch den Kartoffeln tut der Regen gut, wie er den Kappusköpfen nicht schadet. „Barthel geht ins Kraut!“ Aber: „Ränt et of Bartelme — dut et de Trouwe weh.“
Der September beginnt mit dem Nothelfer Ägidius, der auf allen Dar-

stellungen die Hirschkuh bei sich hat. „Bläst Sankt Ägidi ins Horn, dann, Bauer, sä' dein Korn!“ Der Ägidis-Tag bestimmt das Wetter des ganzen Herbstes, wenigstens das des Monats: „Ist Ägidi ein heller Tag, ich dir schönen Herbst ansag.“

In den Dorfgassen rüsten die Schwalben zur Südladreise. „Mariä Geburt ziehen die Schwalben furt“, sagt der Bauersmann, und er weiß, daß der Sommer jetzt endgültig dem Herbst weichen muß. Am Abend des Lambert-Tages (17. September) werden am Niederrhein und in Westfalen die Lichterkronen und Lichtpyramiden angezündet zum Zeichen des Anfangs der winterlichen Jahreszeit. „Ist Sankt Lambert hell und klar, gib't ein trockenes Frühjahr.“ Ist schon der Tag des Bauernheiligen Lambert ein Lostag, so ist dies noch mehr der Festtag des Evangelisten Matthäus am 21. September:

„Tritt Matthäus frostig ein,
Wird's bis Ostern Winter sein!
Wenn Matthäus freundlich schaut,
Man auf gutes Wetter baut!“

Und der Winzer sagt:

„Wenn Matthäus weint statt lacht,
Er aus Wein gern Essig macht.“

In alter Zeit galt der Matthäustag als Wintersanfang. Bei 29. ist heute die eigentliche Jahreszeitscheide der Michaelistag, der 28. September.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk ein den Wein, den holden!

Der Oktober im heimischen Volkstum

Der Oktober ist der eigentliche Herbstmonat des echten Eifelbauern. Mit dem Michelstag ist der Sommer endgültig zu Ende; er ist die Jahreszeitscheide. Nun wird das Wetter herblich kühl auf den Höhen; manchmal ist schon Schnee in der Luft, wenn er auch noch nicht fällt. „Michelstag mit Nord und Ost — deutet auf'n scharfen Frost.“ Die Obstbäume sollen abgeerntet sein, was noch hängt, gehört nach altem Brauch der Jugend und den Dorffarmen, denn „Meechelsdaach hat preis gemaach!“ das heißt: alles freigegeben; die Kinder und Armen dürfen Nachernte halten. Auch die Wiesen, auf denen die „Meechelsblume“ (Herbstzeitlosen) blühen, sind jetzt offen für die Hütungen: „Mat Meechelsdaach sein de Wiesen all opgedohn“; sie bleiben „gemeen“ bis zum ersten April.

Vor Zeiten feierte der moselfränkische Bauer den Herbstbeginn am Michelstag mit einem festlichen Abendessen, Lichtbrot oder Lichtbraten genannt. Dabei war der Hauptleckerbissen ein Hahn, jenes alte Symbol der Fruchtbarkeit, das nun sterben mußte, um im nächsten Frühjahr um so fruchtbarer wieder aufzuerstehen. Dem Herzog Michael der Deutschen entzündete man vielerorts an seinem Festabend ein Feuer auf dem höchsten Berg, das Abschiedsfeuer für den Sommer und die Sonne.

Jetzt müssen schnell die Felder leer gemacht werden; die Kartoffelernte wird gehalten. Der Oktober ist der Kartoffelmonat. Es ist eigenartig, daß sich um die Kartoffel kein Brauchtum und außer den schönen Benennungen „Erdäpfel“ und „Grundbirnen“ kein einziges Volksgut ge-

bildet hat. Das Fehlen auch des kleinsten Brauches um Saat und Ernte dieser Frucht wird wohl darauf zurückzuführen sein, daß die Grundbirne für uns ein Geschenk der Neuzeit ist. Ihr Anbau in der Eifel ist erst genau zweihundert Jahre alt. Der Pfarrer von Bettenfeld bei Manderscheid klagte 1738 seinem Visitator, die Bauern wollten von den Kartoffeln, die jetzt in großer Menge gepflanzt würden, keinen Zehnten geben.

Der 16. Oktober, Sankt Gallus, soll trocken sein; das ist gut für den Wein und sagt auch einen ertragreichen nächstjährigen Sommer voraus. Dann muß auch die Kornsaat beendet sein. „Sankt Gallus bringt die Saat zu Fall.“

Mit Sankt Ursula beginnt der Altweibersommer, der, wenn er auch noch so schön ist, den Winter nicht aufhalten kann. „Durch Oktobermücken laß dich nicht berücken!“ sagt der Bauersmann. „Vor Ursula muß das Kraut herein, sonst schneien Simon und Juda drein.“

„Nao Allerhelligemaß Dann as et net mieh langer blach (Frist)
As mer des Wanters jewaß, Wie bas Meerdesdaach“

Weinlese in Kinheim

Schwer lastet der Nebel über der großen Moselschleife zwischen Bernkastel und Traben-Trarbach-Weg und Strom, Tal und Dorf liegen unter dichten grauen Schleimern. Tönend verkündet die Glocke der Kinheimer Kirche die sechste Morgenstunde.

Irgendwo in einer der Gassen des Weindorfes ertönt ein dumpfes Poltern. Der erste Wagen rumpelt über das holprige Pflaster. In langer Kette folgen bald die anderen. Sie ziehen hinauf auf die steilen Moselhöhen zur Weinlese.

Und dann erschallt das Geläute der alten Kirche und gibt damit das Zeichen, daß die Weinberge geöffnet sind. Die Lesung kann beginnen. Die Glocken der hinter dem Nebel liegenden Nachbardörfer Lösnich, Erden und Urzig und auch die von Kröv stimmen mit ein und vereinigen sich zu einem harmonischen Chor.

Die Arbeit beginnt. Traube um Traube wird von geschickten Händen vom lebenspendenden Weinstock gelöst. Schnell füllen sich die Leger. Der stärkste der Männer trägt die goldene Last im grünen Bottich den Hang hinab und schüttet sie in die bereitstehenden Büten. Aufrechten Ganges legt er den beschwerlichen Weg immer wieder zurück, bis es endlich Feierabend ist. Niemand sieht ihm an, daß er bei jedem Gang mehr als einen Zentner auf seinen Schultern trägt.

Plötzlich ist die Sonne da. Das gelbe Herbstlaub der Weinstöcke erglänzt wie strahlendes Gold. Tief im Tale windet sich das silberne Band der Mosel. Ein feiner bläulicher Schimmer liegt über den kleinen Dörfern, die im Schmuck ihrer Fachwerkhäuser und der spitzen Kirchtürme hinaufschweben zum Himmel.

Irgendwo erklingt ein Lied. Schnell wandert es durch die Reihen der Wingerte von Mund zu Mund: „O Moselland, o selig Land!“
Drunten aber, wo am Weg die Wagen in langer Reihe stehen, füllt sich Bütte um Bütte mit goldenen Trauben.

Allmählich sinkt die Sonne dem westlichen Horizont zu, bis ihr endlich das blinkende Auge zufällt. Wieder klingen die Glocken im Tal. Für heute ist die Weinlese beendet. Knarrend fahren die schwerbeladenen Wagen dorfwärts, und die Leser folgen ihnen mit fröhlichem Gepolauer.

Und dann beginnt das Leben im Dorfe. In den Kelterhäusern wirbeln die Traubenmühlen und zermahlen die süßen Beeren zu Brei. Dann

knarren die Kelter, und der trübe Most rauscht schäumend in die Büten. Von dort nimmt er seinen Weg in die Kellertiefe, wo die großen Fuderfässer liegen.

Im Schatten der Kelter steht der alte Winzer. Er öffnet eine Flasche der vorjährigen Ernte und reicht schmunzelnd das gefüllte Glas um. Ob der neue Wein diesem edlen Gewächs ebenbürtig werden wird?

Wenn die Fässer gefüllt sind, vollzieht sich in ihnen auf stürmische Weise das Wunder der Natur: der stumpfe Saft der Traube verwandelt sich in den spritzigen, blumigen Moselwein, der dann in den kommenden Jahren als „Rosenberg“ und „Hubertuslay“ Kinheims Namen hinaustragen wird in alle Welt, wo die Edelgewächse der Mosel geschätzt und begehrt und getrunken werden.

Wilhelm Wolff, Kinheim

Martinsabend

Das Jahr hat seine Lese beschlossen. Die Äcker sind leer, der Wein ist gekeltert. Jetzt fegt der Herbststurm die Wälder kahl. Aus den nackten Kronen der Straßenbäume rieselt Nebeldunst, an den Dornhecken der Wegränder schimmern die Hagebutten. Wie in einem grauen See ertrunken liegt die Stadt. Eine unaussprechliche Trauer schwebt in den feuchten Gassen. Der kalte Dunst macht die Häuser und Menschen müde und freudlos, und wenn der graue, undurchsichtige Abend die lange, dunkle Nacht einschleppt, befällt die Angst vor der Finsternis alle Lebewesen.

Da! Aus einem Haus am Stadtrand schwankt eine Laterne. Ein Lichtlein brennt darin und erhellt mit mattem Schein ihre bunten Wände. Das Licht wandert durch das Dunkel. Es hat etwas unsagbar Rührendes an sich, dieses Lichtlein, das durch die Nebeldämmerung geht. So zart und so schwach ist das Lichtlein in der Kinderhand, daß man jeden Augenblick fürchten muß, der kalte Nebel und der feuchte Abend würden es auslöschen mit einem einzigen Hauch.

Doch das Flämmchen behauptet sich, und wie sich bald darauf aus einem zweiten Haus ein Lichtlein hinzugesellt und noch ein drittes, da ist es schon ein Kinderlied, das hell durch den Herbstabend zieht. Jetzt kann es nicht mehr ausgelöscht werden, jetzt wird das kleine Licht die Finsternis besiegen.

Auf der Brücke ist es schon ein glühendes Schlinglein, das ins Stadtinnere zieht. Immer mehr Lichter werden es, immer mehr, und an der Pfarrkirche, die kühl ins Dunkel ragt, ist es schon ein funkelnder See, der mitten im Nebelmeer schwimmt. Hunderte von Fackeln sind es, viehundert Kinder, die an schwankendem Stock ein Licht tragen und den Martinsabend erhellen. Ein märchenhaftes Glühen und Leuchten fließt durch die engen Gassen. Eine ganze Stadt hallt wider vom frohen Klang des Martinsliedes:

Sankt Martin ritt durch Schnee und Wind,
Sein Roß, das trug ihn fort geschwind.
Sankt Martin ritt mit leichtem Mut;
Sein Mantel deckt ihn warm und gut.“

Im federbehaarten Eisenhelm, mit rottem Mantel und hohen Stiefeln, das lange Schwert an der Seite, kreuzt Sankt Martin auf einem Schimmel dem Zug vorauf. Niemand konnte ihn erkennen; sein Gesicht war von Bart und Schnaubart verdeckt, und so hielten ihn die kleinsten Kinder für den himmlischen Reiter selbst. Sie folgten gleich hinter dem Schimmel, an der Mutter Hand geführt, in der anderen das Lichtlein schwenkend, und wo die kleinen Beinchen zu müde wurden, mußten die Mütter Kind und Fackel auf den Armen tragen. Die Mütter hatten sie die Verse

des Liedes gelehrt, und nun sangen die hellen Stimmchen die leichte Melodie in den nebeligen Abend mit. Wenn die Kinderstimmen aufhörten, schmetterte die Musikkapelle hinter ihnen von neuem die Takte, daß es nicht abriß.

Jetzt hatte der Gänsewagen folgen sollen mit den schnatternden Tieren. Mit grünen Girlanden war er geschmückt; dennoch hatten sich die Mädchen geweigert, hinter diesem Wagen der anzüglichen Vögel zu schreiten. Nun, man hatte nachgegeben und den Gänsewagen zwischen die Mädchen und die Jungen gestellt. Die Lampen der Mädchen waren mit frommen Bildern geziert. Sie hatten sie in der Schule gebastelt. Sankt Martin war darauf abgebildet und leuchtete nun rot und golden, blau und silbern über den Köpfen. Mit ihren lieblichen Stimmen fielen sie immer wieder ein zum Klang der Musik, die mit schimmernden Instrumenten vor ihnen herging:

„Im Schnee, da saß ein armer Mann,
Hat Kleider nicht, hat Lumpen an.
O, helft mir doch in meiner Not,
Sonst ist der bitt're Frost mein Tod!“

Hinter den Gänsen, die ihre rotbebüderten Häuse über die Wagenleiter streckten, kamen die Jungen. Was trugen sie seltsame Laternen! Fratzen und Teufelsgesichter, Burgen, Kirchen und Kapellen und alle möglichen Tiergestalten. Wochenlang hatten sie daran geschnitzt und geleiht. Der Stolz stand allen Jungen im hellen Gesicht. Sie sangen mit letzter Kraft. Rauh wie der Herbst stieß ihr Lied in den Abend:

„Sankt Martin hielt die Zügel an,
Sein Roß steht still beim armen Mann.
Sankt Martin mit dem Schwerte teilt
Den warmen Mantel unverweilt.“

Durch alle Gassen floß der Lichterstrom. Die Erwachsenen standen auf den Bürgersteigen und säumten schwarz die Straßen. Sie sangen mit, die großen Leute, und auch die Alten waren gerührt, als sie die Jugend mit den strahlenden Gesichtern vorbeiziehen sahen.

Viel Brot wächst in der Winterfrucht Im Schnee aus dunklem Erdengrund!

Barbarazweige

Ein Mädchen steht am grauen Dezembertag im winterlichen Garten und schneidet ein paar schwarze Zweige vom Kirschaum ab, ein Pfirsichreis fügt sie hinzu, und wo an der Gartentür das Forsythiengehölz seine braunen Ruten ins dämmerige Licht streckt, bricht sie auch noch zwei, drei Ästchen. Dann trägt sie den schmucklosen Reiserstrauß behutsam nach Hause und stellt ihn ins Wasser in die Nähe des warmen Ofens oder auf den Küchenschrank.

Nun wird dort das Wunder wachsen und treiben, und am Weihnachtstag werden die dunklen Zweige Blättchen und Blüten zeigen. Und mag es draußen frieren und schneien, die Knospen werden drinnen in der Wärme grünend und blühend aufbrechen und uns den Trost des unsterblichen Lebens zeigen.

Wie innig und tröstlich ist diese uralte Sitte der Barbarazweige! Drei Wochen, bevor in der hl. Nacht das Reis aus der Wurzel Jesse sprießt, werden sie in die warme Stube gestellt, an dem Tage, an dem, rein und herrlich vor Gott, die Jungfrau Barbara aus der kalten Nacht des Hei-

dentums erblüht. Sie war so schön, daß der eigene Vater ihre Schönheit und Reinheit in einem zugemauerten Turm verbergen mußte, doch als sie dann eine Christin wurde, hat er sie mit eigener Hand enthauptet, wie die Legende erzählt.

Die Welt ist finster und kalt; aber in den Stuben, wo das Blütenreis der Liebe wächst, ist es hell und warm. Das Feuer im Ofen singt, der Wind fegt um das Haus. Die Barbarazweige stehen im Krug und sind voller Verheißung.

Chesfnacht

In der hl. Christnacht wird nach dem Volksglauben zwischen zwölf und ein Uhr alles Wasser in Wein verwandelt, und zur gleichen Stunde sollen die Stalltiere die Gabe der menschlichen Sprache besitzen. Manche Eifeler Volkssage spricht ebenfalls diese alte Meinung aus, und der Niederkaierer Dichter Peter Zirbes hat das, was die Leute im Dorfe erzählen, nach einem alten Gedicht neu geformt:

Zur Christnacht ward vor Zeiten
— Man hört's von alten Leuten —
Nachts zwischen Zwölf und Ein —
Das Wasser all zu Wein.

Einst saß ein arger Zecher
Und leerte seinen Becher,
Gefüllt mit edlem Wein,
Nachts zwischen Zwölf und Ein.

Als nun die Glocken rufen
Zu des Altares Stufen
Die Beter, groß und klein,
Nachts zwischen Zwölf und Ein:

Ging er mit durst'gem Munde
Zum Bach und prüft zur Stunde,
Ob's Wasser wirklich Wein
Ward zwischen Zwölf und Ein?

Der Trunkenbold, er lallte,
Daß weit umher es schallte:
„Trinkt! Zwischen Zwölf und Ein
Ist alles Wasser Wein!“

Er ist zum Bach gegangen
Mit gierigem Verlangen,
Bückt sich und stürzt hinein —
Nachts zwischen Zwölf und Ein.

Und seit der Frevler trunken
Ins Wasser ist gesunken
Nachts zwischen Zwölf und Ein,
Wirds nimmermehr zu Wein.

Laß die Geschicht' dich lehnen,
Das Heilige stets zu ehren!
Geh', statt zu Spiel und Wein
Zur Weihnachtsmette ein!

Auf Weihnachten soll man daher auch dem Vieh nicht zu saufen geben. In Gipperath kehrte man am hl. Weihnachtsabend den Feuerherd, indem die Leute glaubten, es falle in dieser Nacht Frucht vom Himmel, und von welcher Frucht am meisten falle, die gedeihe am besten. Am Christabend selbst legten allerorts die Kinder Heu und Hafer draußen aufs Fenster und stellten da und dort auch einen Schluck Wein dazu mit einem Stück Brot. Sie sangen dazu:

„Christkindchen, komm langs unser Haus,
Schütt ein Sack voll Äppel aus!
Mer streuen Hafer, mer streuen Heu,
Dat heilig Eselche wird sich freun.
Christkindchen, komm langs unser Dir,
Brenng mer en decke, fette Mertesbir!“

(Nach J. H. Schmitz: Sitten und Bräuche des Eifeler Volkes)

Der Tag der heiligen drei Könige

Am Dreikönigstag halten die Bürger ihren Bohnenball. Wer die Bohne im Kuchen findet, ist der Bohnenkönig; er wählt sich die Bohnenkönigin, vielleicht für immer. Und am gleichen Dreikönigstag tragen die

Jungen einen Stern von Tür zu Tür, und wer ihnen eine Gabe gibt, dem wünschen sie Heil und Fruchtbarkeit. Die Sternträger schreiten durch die Gassen und suchen eine Mutter mit ihrem Kinde. Sie suchen die Wärme eines Heimes, eines Stalles, darin das ewige Wunder des Lichtes liegt, das göttliche Kind, das der Welt die Liebe gerettet hat. Einer von ihnen, der Sternträger, ist schwarz wie diese Nächte. Er bittet vor jeder Haustür um eine Gabe und sagt den Spruch der drei Weisen:

„Hier kommen wir gegangen
 Und tragen den Stern mit heißem Verlangen.
 Wir gehen von Haus zu Haus geschwind
 Und suchen Maria und ihr Kind.
 Wenn sie nicht hier bei euch sind,
 Müssen wir weiter im kalten Wind;
 Wir müssen weiter das Kindlein suchen:
 Gebt uns darum ein Stück süßen Kuchen,
 Gebt uns Brezel, Nüb' und Wecken,
 Dann wird sich der Segen vor euch nicht verstecken,
 Dann habt ihr Glück im neuen Jahr!
 Wir heißen Kaspar, Melchior, Balthasar.“

Kennst du deine Heimat?

Dann erkanntest du das Mosel- und Moselab bekannte Dreieckelhaus in dem sonnigen Moselort Kröv.



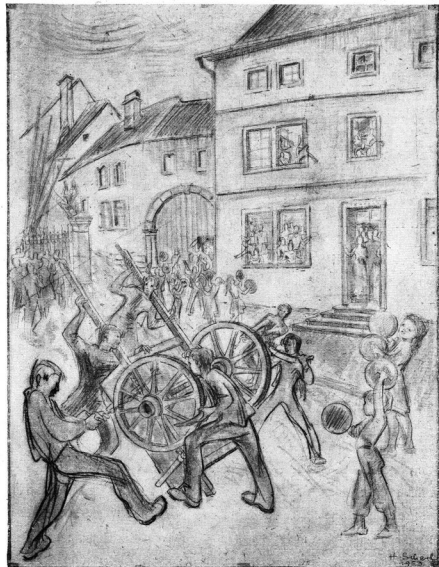
Kennst du auch dieses herrlich gelegene Moseldorf und die Weinberglage, durch die es in der ganzen Welt bekannt wurde?

Wenn du es nicht weißt, dann sage ich's dir im 6. Heft:

„**Treue Heimat**“
 (Brauchtum und Sitte im Lebensring).

Dieses Heft wurde bearbeitet von Peter Kremer, Bernkastel
 Das Titelbild zeichnete Hans Scherl, Wittlich
 Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhld.

LAND ZWISCHEN MOSEL UND MAAREN



Herausgegeben von Schulrat Schaefer, Wittlich und Peter Kremer, Bernkastel
 unter Mitwirkung der Lehrerschaft des Kreises Wittlich

Heft 6: „**Treue Heimat**“

Brauchtum und Sitte im Lebensring

Treue Heimat

Gleich dem Jahresring ist auch unser Lebensring von der Wiege bis zum Grabe geordnet und behütet von sinnvollen Bräuchen. Schon die Geburt des Kindes ist altherwürdigen Sitten unterworfen, die Mutter und Kind betreuen und das neue Leben gleich an seinem Anfang in die warme Menschengemeinschaft betten. Wie eine edle Blume gehegt und umsorgt werden muß, damit sie recht gedeihen kann, bedarf auch das aufwachsende Menschenwesen der innigen Pflege durch festgefügte bodenständige Sitten. Die Lebensfeste besonders, die hohen Zeiten des Lebensringes: Taufe, Erstkommunion, Firmung, Verlobung und Hochzeit, Krankheit und Tod haben durch ein reiches Brauchtum ihre Form erhalten, die den Lebenshöhepunkten die Ordnung und das Maß bestimmen. Von diesen Sitten und Bräuchen im Lebensring als der Richtschnur für unser Lachen und Weinen, für unsere frohen und ersten Lebenstage, soll dieses Heft erzählen, wobei auch hier vermerkt werden muß, daß unser Lesebogen nur für den allerkleinsten Teil davon Platz hat. Er kann nur eine Anleitung geben für euch Jungen und Mädchen, die in euerm Heimatdorf gebräuchlichen Sitten selbst niederzuschreiben, sie stolz zu üben und treu zu bewahren, genau so, wie es auch die beiden Schülerinnen aus Bergweiler getan haben, von denen ihr in diesem Heft lesen könnt.

Wenn mit der Freude feierklänge
begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
den es in Schlafes Arm beginnt.

Ein Kindlein ward geboren

Der Vater teilt die Ankunft des neuen Erdenbürgers gleich den Nachbarinnen mit. Diese sehen es als ihre heilige Pflicht an, Mutter und Kind zu besuchen und ihnen beizustehen. Sie bringen der Mutter zur Stärkung Butter, Eier, Zucker und Kaffee.

Auch die Nachbarskinder nehmen regen Anteil an dem freudigen Ereignis. Sobald sie hören, daß die „Kendcheswoos“ ein „Kendchen“ in die Nachbarschaft gebracht hat, gehen sie es gucken, und alle bekommen „Ditzcheszucker“, den das „Ditzchen“ mitgebracht hat.

Ist das Kindchen schwächlich oder krank, nimmt sich die Mutter einen Gang nach Finten vor, zur Muttergottesgnadenkapelle in der Nähe unseres Dorfes. Sie trägt Jäckchen, Hemdchen und Höschen ihres kranken Kindes mit und hängt sie neben dem Altar der Gottesmutter auf. Man opfert im Gewichte des Kindes auch Korn, das eine dort stehende Truhe aufnimmt.

Nach einigen Wochen macht die Mutter den ersten Kirchengang. Sie wird „ausgesegnet“, um aus dem Machtbereiche der bösen Gewalten zu kommen. Noch vor einigen Jahrzehnten durfte sie den Weg nicht allein machen. Eine Nachbarsfrau begleitete sie; denn die bösen Geister konnten ihr unterwegs schaden. Heute geht die Mutter allein zur Kirche, um Gott zu danken für die glückliche Geburt und um Segen für sich und ihr Kind zu erflehen. Die Geldspende, die sie auf den Muttergottesaltar legt, erinnert an das Opfer der Muttergottes bei der Darstellung Jesu im Tempel.

Erika Gehentges, Bergweiler

Ranndorf an usem Doref

Vier verzehn Däjen as an usem Doref e Kand ob de Welt kommen. Sonndes moajens hot die Pasdoa gesoat: „Heute nachmittag um zwei Uhr ist Kindtaufe!“

Wie mir dat woßten, du woaren mir Kanna all frou.

Et as nämlich bei us he Moden, wann e Kand gedeft get, dat de Pat un de Goht Zockasteen wirfen meefen.

De Moden as schon alt.

Us Vierföhren noch azeelt, hei wär emol en Lehrin gewest, die hät zu de Kannan gesoat, wie e Kand gedeft as gen: „Wann se weilen aus da Kirch kommen mit dem Kand, dan ruft da aal: Sauagoht, Strehpat, bes se Zockasteen schmeißen.“

Und so as de Moden nach bes baut.

Da lofen mir Kanna noah bes bei et Haus, wou dat Kand ob de Welt as kommen, un schreien an eem Steck: „Sauagoht, Strehpat!“ un stoßen Pat und Goht bal om. Die wirfen ganz Säckelcher und Tuten voll Zockasteen. Nooh aale Seiten schmeißen se de Zockasteen, un mir hewen ob, wat ma krien kennen. Doanoah lofe ma rom heem und zehlen us Zockasteen.

Ottlie Thiel, Bergweiler

Schlof, Kindeche, Schlof!

Schlof, schlof, mei liewes Bübche, Schlof, schlof, mei liewes Kindche,
schlof, schlof, mei liewer Bu. Schlof, schlof, mei liewes Kind!
Im Ställche draus ist 't Schlof, schlof, mei liewes Kind!
Muhmuhmuhche, Im Hüttche hockt et Hündche,
schuns leiht's in seiner Ruh, Die weil ich bei dir bin!
de Wellewellegänselcher, Et schlofe schon de Kätzelcher,
mit ihren Schwi-schwa- Sei ruhig mit de Tätzelcher;
schwänzelercher, De Böckelcher, de Zickelcher,
de Hinkle, de Gockele, De Wutzewutzeguckelcher.
de schlofe; ich muß schockele — Tu del Auglein zu,
schlof, schlof, mei liewer Bu! Schlof, schlof, mei liewes Kin!

Heio, heio, Kinchen!

Kocht dem Kini beßchen Braichen,

Dut em ebbes Zocker dran,

Dat dat Kinche äck kan.

Heio, heio, Kinchen!

Alte Kinderpiele

Schnipp, Schnapp, Seidensack

Die Kinder stehen um ein Kind herum, das sich gebeugt hat. Eins klopf t leise auf den Rücken desselben, und alle singen:

Schnipp, Schnapp, Seidensack,

Wieviel Hörner hat der Bock?

Das Kind, welches geklopft hat, hält dabei eine beliebige Zahl Finger über dem Rücken jenes Kindes in die Höhe. Rät das gebeugte Kind

diese Anzahl, so wird es durch das, welches angeklopft hat, ersetzt; rät es aber die Zahl der ausgestreckten Finger nicht, wird so fortgefahren:

Hättest du 1 (2, 3, 4 oder 5) geraten,
Wärest du nicht geklopft worden.
Schnipp, Schnapp, Seidensack,
Wieviel Hörner hat der Bock?

Gretchen, dreh dich herum

Die Mädchen, welche im Kreise stehen und sich an den Händen gefaßt haben, tanzen herum und singen ein Liedchen. Am Schlusse des Liedes rufen sie: „Gretchen, dreh dich herum!“ Dann stehen alle still, und ein Mädchen im Kreise fängt an und dreht sich mehrmals tanzend herum. Hierauf tanzen wieder alle rund und singen, und wenn sie stille stehen, dreht sich das nächste Mädchen in gleicher Weise tanzend herum, und so geht das Spiel fort, bis alle durch sind. (Aus Flußbach)

Das Bockspiel

Ein dreieckiges Stück von einem Ast wird als „Bock“ aufgestellt. In einiger Entfernung davon wird ein Mal bezeichnet, „Halbmal“ genannt, und in gleicher Entfernung wieder ein Mal. Ein Mitspieler steht als Hüter beim „Bock“, die übrigen stehen mit Stäben beim „Male“ und werfen mit denselben reihum nach dem „Bocke“, um ihn umzuwerfen. Jeder, der geworfen hat, begibt sich in die Nähe seines Stabes und sucht diesen in dem Augenblicke, da der Bockhüter den umgeworfenen „Bock“ aufrichtet, zu erhaschen und zu dem Mal zurückzulaufen; wird der Laufende aber von dem Hüter erhascht, ehe er über das „Halbmal“ hinweggekommen ist, so muß er den „Bock“ zur Strafe hüten.

In Wirtlich spielen die Jungen das gleiche Spiel mit Steinen. Der „Bockhüter“ legt dabei auf einen dicken Stein einen kleineren, der heruntergeworfen werden muß. Sie nennen dieses Spiel „Kosterstipp“, und der „Bockhüter“ ist der „Koster“.

Heilig ist die Jugendzeit,
Wenn wir reifen uns entgegen.

Erstkommuniontag

Nach wochenlanger Vorbereitung ist endlich der schöne Tag gekommen. Alle Erstkommunionkinder ziehen in Festagskleidung zur Kirche, die Mädchen im schneeweißen Kleidchen und einem Kränzchen auf dem Kopfe, die Knaben im dunklen Anzug mit weißem Kragen. Sie sammeln sich an der Mädchenschule. Mit Freude und Erwartung folgen sie in feierlicher Prozession, mit geschmückter Kerze, Gebetbuch und Rosenkranz in der Hand, dem Priester, der sie mit der ganzen Gemeinde hier abholt.

Ganz anders als sonst klingt heute unter Musikbegleitung das Lied: „Deinem Heiland, deinem Lehrer!“ Wie festlich sieht unser Kirchlein aus im Scheine der vielen brennenden Kerzen! An diesem Tage ist es fast zu klein. Nach feierlicher Erneuerung der Taufgelübde kommt der Höhepunkt der Feier. Nach der Kommunion des Priesters schreiten die Kinder zum Altare, wo sie den göttlichen Kinderfreund zum ersten Male in ihr Herz aufnehmen. Beglückt gehen sie auf ihre Plätze zurück. Wer muß sich an diesem Tage nicht zurückversetzen in seine eigene erste Kommunionfeier!

Nachdem das Lied „Fest soll mein Taufband immer stehen“ verklungen ist, gehen alle selig nach Hause, wo die Festtafel schon gedeckt ist. Um

das Gedeck des Kommunionkinds blüht ein Kranz schöner Frühlingsblumen. Grüne Zweige, über das Tisch Tuch verstreut, sind ein Zeichen unserer Christenhoffnung. Das Festkind sitzt heute zwischen seinen Paten. Sie waren ihm auch zur Seite, als es in die Kirche aufgenommen wurde.

Die Gaben, mit denen das Kind an seinem Ehrentage beschenkt wird, sollen möglichst auf die Heilandsgnade hinweisen, die es empfangen durfte. Ein echtes Kommuniongeschenk soll das Kind hinführen zur Dankbarkeit und zur tieferen Vereinigung mit Christus. Weihwasserbecken, Gebetbuch, religiöses Buch, Kreuz oder Rosenkranz sind würdigere Geschenke als Geld oder Schmuckstücke.

Wie am Morgen die ganze Familiengemeinschaft mit dem Kinde am Tisch des Herrn gekniet hat, nehmen auch nachmittags alle mit an der Dankandacht teil. Das Kommunionbild, das der Geistliche den Kindern ausshändig, wird eingerahmt in der Stube aufgehängt und bleibt eine Erinnerung für das ganze Leben.

Erika Gehentges, Bergweiler

Hoher Besuch im Eifeldorf

Der Bischof kommt! Dieses Wort packt ein Dorf wie kaum ein zweites. Man sieht es schon an den Gesichtern. Die Außen der Buben und Mädchen sind blank wie der Seifertswaier an kirrenden Wintertagen. Der Bischof kommt! Das bedeutet zuerst Hausputz in der Kirche! Die Meßdiener wissen ein Lied davon zu singen! Der Bischof kommt! Da zieht das Dorf sein prächtigstes Festkleid an. Die Gemeinde wird eine große Familie. Der Kirchenvorstand berät. Küster, Organist, Fahnenträger, Kirchenchor, Vereine und Kongregationen rüsten zum Empfang des Nachfolgers der Apostel.

Die Firmlinge werden unzertrennliche Freunde von Gebetbuch, Bibel und Katechismus. Der hochwürdigste Herr soll die jungen Gottesstreiter wohl vorbereitet finden. Und die große Katechese nach der Firmung — nun, der Willi ist schon ganz aufgeregt, und der Margret sind schon zweimal die Kühe auf der „Haerenwies“ durchgebrannt. Daran waren nur die Katechismusfragen schuld.

Die letzten Tage vor dem hohen Fest gelten dem „Hausputz“ der Seelen. Die Firmlinge und mit ihnen alle Dorfleute wollen mit reiner Seele und frohem Herzen den Bischof empfangen.

Pflüge und Sensen ruhen. Triumphbogen und Ehrenportalen wachsen aus der Erde. Girlanden schwingen in grünen Bogen durch Straßen und Gassen. Fahnen und Fähnchen knattern festlich im Wind. Das Dorf sieht aus wie am Fronleichnamstag.

Dann ist es soweit! Natürlich konnte kein anderer als Theisens Michel zuerst das schwarzglänzende Auto mit dem violetten Wimpel erspähen! Wie ein Wilder rast er zur Kirche. Schon springen die Buben an die Glockenseile. Bim-bam-bum - die Glocken grüßen den Bischof. Vom „Scharberg“ dröhnen Böllerschüsse. Gleich einer dunklen Mauer steht die Gemeinde in geordneter Prozession am Eingang zum Dorf. Schon ist der hohe Herr dem Wagen entstiegen. Das bischöfliche Violett leuchtet. Pfarrer und Kirchenvorstand begrüßen den hohen Gast. Benders Anni sagt ein Gedicht auf und überreicht nach altem Brauch einen bunten Strauß einheimischer Feldblumen und Früchte. In festlichem Zuge wird der Bischof zur Kirche geleitet. Am gleichen Abend ehren Kirchenchor und Musikverein den Oberhirten durch ein Ständchen. Der Bürgermeister überreicht als Geschenk der Gemeinde eine Madonnenfigur, uralte, bäuerliche Holzschnitzkunst. Bewegt dankt der Bischof.

Der Firmungstag steigt strahlend von den Bergen. Die Festmesse ist ein einziges jubelndes Halleluja.

Am Nachmittag bringen die Mütter ihre Kleinsten zum Pfarrhof. Strahlende Kinderaugen danken dem Bischof für seinen Segen und seine fröhlichen Worte. Ja, er ist ein rechter Kinderfreund, der hohe Herr! Die Mädchen des Dorfes haben inzwischen den Wagen des Bischofs mit herrlichen Blumengirlanden geschmückt. Die alte Hof-Sus schaut zu. Ja, früher, als der Bischof noch mit einer Pferde-Kutsche kam, da hätte er die Hof-Sus sehen sollen! In der Kunst, die bischöfliche Kutsche in einen Märchenwagen zu verwandeln, war sie unerreicht. Der Tag geht bereits zur Neige, als die Glocken zum Abschied klingen. Noch einmal beugen sich die Knie aller, die „ihren“ Bischof ein letztes Mal sehen wollen. Noch einmal rauschen die Fahnen und leuchten Blumen und Tannengrün im Schein der verglühenden Sonne, indes der hohe Gast segnend das einsame Eifeldorf verläßt.

Heinz Haller, Greimerath

**Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben und pflanzen und schaffen.**

Die Lehrlinge werden lossprechen

Heute ist für Franz ein großer Tag. Die Gesellenprüfung ist glücklich bestanden, und nun ist der Tag der Lossprechung von der Lehrzeit gekommen. Alle frisch gebackenen Gesellen des letzten Jahres haben sich mit ihren Meistern und Lehrlingswarten in der Kreisstadt zusammengefunden. Stolz sitzen sie da in der Tracht ihres Handwerks: die Zimmerleute mit ihren breitrandigen Hüten und weiten Hosen, die Bäcker in der schneeweißen Kleidung und den hohen Mützen, die Maurer mit ihrem buntverpackten Werkzeugbündel. Von der geschmückten Bühne grüßt das Standbild des Gesellenvaters Adolf Kolping, umrahmt von den besten Gesellenstücken des letzten Jahres. Franz ist besonders stolz darauf, daß auch sein Schraubstock, — das beste Stück in seiner Innung — dabei ist.

Die Begrüßung der Meister und der Gäste ist vorbei, in Sprechchören haben die Handwerker von dem Ineinandergreifen ihrer Arbeit beim Hausbau erzählt, und nun beginnt die feierliche Lossprechung. Die Gesellen erheben sich, Franz tritt als ihr Vertreter vor die Meister, und jetzt vernehmen wir aus seinem Munde:

„Ihr Meister des Handwerks, bei Eurer Ehr!

Hört unsere Bitte und unser Begehren:

Wenn wir bei Euch das Handwerk fürs Leben fanden,
dann sprecht uns frei aus der Lehre, in der wir gestanden!“

Darauf stimmen alle ein, und ihre Worte klingen wie ein Schwur:

„Wir geloben, den Handwerkerstand zu ehren,
seine Tradition zu wahren und nach dem hohen
Titel des Meisters zu streben!“

Nach diesem Gelöbniß tritt der Innungsmeister vor und spricht: „In meiner Eigenschaft als Kreisinnungsobmeister spreche ich Euch im Beisein Eurer Meister, Obermeister und Lehrlingswarte frei aus der Lehre, in der Ihr gestanden. Empfangt aus meiner Hand den Gesellenbrief, und betrachtet ihn als Verpflichtung, den Handwerkerstand zu achten und zu ehren!“

Mit kräftigem Handschlag überreicht der Meister den neuen Gesellen die Urkunden. Damit ist ihre Lehrzeit vorbei, sie können sich nun nach Belieben ihren Meister wählen und erhalten von nun an für ihre Arbeit als Geselle festen Lohn..

Franz, dem die Augen vor Freude glänzen, ist mit seinen Gedanken schon in weiter Ferne, dort, wo ihn in der nächsten Woche sein neuer Meister erwartet. Aber heute bleiben alle noch mit ihren Lehrherren zusammen, und bei einem guten Tropfen wird manche Erinnerung aus den drei Lehrjahren wieder aufgefrischt.

Philipp Becker, Wittlich

Ein Haus wird gebaut

Wenn ein Haus gebaut wird, pflegen Bauherr und Bauleute manchen schönen, alten Brauch. Bei der Grundsteinlegung beginnt es, und es endet mit der Einsegnung des fertigen Hauses durch den Priester.

Der Grundstein wird gelegt

Alle Vorbereitungen für den Bau sind getroffen. Das Erdreich ist aufgehoben, die Baustoffe liegen bereit, Bauherr und Maurer sind auf der Baustelle versammelt. Ein Geselle hat bereits den „Grundstein“ behauen und in einer Ecke des Bauplatzes zurechtgesetzt. Nun übergibt er dem Bauherrn den Hammer und bittet ihn, den Grundstein festzuschlagen. In feierlicher Stille schreitet dieser auf den Stein zu, und ehe er sein Werk beginnt, ertönt es laut aus seinem Munde:

„Der Herr behüte dieses Haus
und die da gehen ein und aus!“

Während jetzt die Hammerschläge laut widerhallen, sind die Maurer bemüht, jeden Schlag zu zählen und durch muntere Zurufe den Bauherrn bei seiner Tätigkeit aufzufeuern.

Indem sein Arm ob des ungewohnten, schweren Hammers zusehends müder wird, nimmt das Schmunzeln unter den Gesellen und Handlangern immer mehr zu, denn nach altem Brauch ist der Bauherr für jeden Hammerschlag zu einer Runde Schnaps verpflichtet.

Dann verliest der künftige Hausbesitzer die Urkunde, die seinen Namen, die Staatszugehörigkeit, die Namen des Baumeisters und der regierenden Männer sowie das Datum der Grundsteinlegung enthält. Die Urkunde wird mit der zuletzt erschienenen Zeitung und den gebräuchlichen Geldmünzen in eine Flasche eingeschlossen und neben dem Grundstein eingemauert. Mit einem fröhlichen Umtrunk endet die feierliche Handlung, und dann kann der Bau beginnen.

Heute ist Richtfest!

Schon am frühen Morgen haben die Maurer ein Tannenbäumchen mit bunten Bändern geschmückt und diesen „Richtstrauß“ hoch oben am First des Neubaues befestigt. Er ist das Zeichen für die Fertigstellung des Rohbaus. Die Wände sind bis zur „Vierkant“ hochgezogen. Ehe die Innenarbeiten beginnen, wird als Abschluß dieser Bauarbeiten das „Richtfest“ gefeiert.

Der Bauherr erscheint und ruft alle Handwerker zusammen. Auf seinen Lobspruch für das gelungene Werk antworten ihm Meister und Gesellen, die in humorvoller Weise für das geschenkte Vertrauen danken. Nun ist der Bauherr zum ersten Male Gastgeber in seinem noch nicht fertigen Hause. Bei einem einfachen, aber kräftigen Essen und einem guten Schluck Bier oder Wein sind die Bauleute mit der Familie des Bauherrn versammelt. Witzige Reden und heitere Sprüche sorgen für Unterhaltung. Die Sonne ist schon längst verschwunden, aber aus den

Fensterhöhlen des Neubaus klingt aus rauhen Handwerkerkehlen noch das Mauererlied:

„Sechs lustige Maurer sind wir zwar,
verdienen unser Geld stets in Gefahr;
darauf aufgeschaut, fest Gerüst gebaut
und auf den lieben Gott vertraut!“

Hat sich der Bauherr bei diesem Fest geizig gezeigt, oder ist er nicht einmal erschienen, dann wissen sich die Maurer zu rächen. Über einem Feuer wird der Richtstrauß gesengt und dann mit leeren Flaschen und abgenagten Knochen vollgehängt. Als Spitze dient ihm ein abgenutzter Besen. Auf diese Weise verunziert, krönt er so lange den Neubau, bis der Bauherr sich zu einer angemessenen Spende bereit erklärt. Auch die Zimmerleute feiern hernach ihr Richtfest, und wenn der Bau vollendet ist, kommt der Priester und spricht, bevor das Haus bezogen wird, den Segen aus über Stuben, Keller und Speicher und auch über Scheune und Stall, auf daß Gottes Schirm und Schutz Mensch und Tier und Frucht darin behüte vor allem Unglück.

Philipp Becker, Wittlich

Gute Nachbarschaft

Die Nachbarschaft wird beschlossen

Als mein Vater sich ein Haus erworben hatte, ging er an den ersten Abenden zu den Bauern, deren Wohnhaus in der Nähe lag: zwei unterhalb, zwei oberhalb; denn vier genügen, um einmal den Totensarg zum Gottesacker zu tragen. Selten überschreitet die Nachbarschaft die Straße, nur wenn die Entfernung auf der einen Seite besonders groß ist. Doch auch mein Vater mußte den vierten Nachbar jenseits suchen. Als er bei jedem der Bauern anfragte, ob dieser gewillt sei, sein Nachbar zu werden, gab ihm ein Sonderling die Antwort: „Ech haon Naobere genoch!“ Die Antwort hat mein Vater jenem eigenen Manne nie vergessen; aber so kam es, daß wir über der Straße auch einen Nachbar hatten. Am folgenden Sonntag kamen die vier Bauern mit ihren Bäuerinnen in mein Elternhaus zum „Naoberschaftskaffi“. Die Frauen erhielten Kaffee und Kuchen, die Männer tranken Brantwein und rauchten ihre irdenen Pfeifen. Damit war die Nachbarschaft beschlossen.

Die beschlossene Nachbarschaft bewährt sich

So geht es heute noch, und dann verläuft das nachbarliche Leben mit dem eigenen, steigend und fallend, wie der Herrgott den Lebensfaden spinnst. Schon im Gruß offenbart sich das besondere Verhältnis. Im Dorfe grüßt in der Regel jeder alle, ob es Fremde oder Dorfgenosse sind. Der Nachbar aber erhält nicht nur den Gruß, stets wird eine Frage oder irgend eine Redewendung angeschossen. Das richtet sich nach der Tages- oder Jahreszeit, nach dem Wetter, dem Stande der Saaten und Wingeren, der Arbeit oder nach den Verhältnissen in Haus, Keller und Stall. Jeder Nachbar fühlt sich gekränkt, wenn von der Regel abgewichen wird. Baut sich ein Dorfgenosse ein Haus, so ist es Grundsatz, daß ihm alle Fuhr- und Spanndienste umsonst geleistet werden. Dafür sind in erster Linie Verwandte und Freunde zuständig, und sie lassen sich das Recht nicht nehmen. Fehlt es aber an solchen, vollbringen die Nachbarn des Elternhauses oder der alten Wohnung gerne den Dienst. Im neuen Hause wird dann Nachbarschaft geschlossen, wie oben schon erzählt wurde.

Die Nachbarschaft erfährt's zuerst

Das erste Recht des Nachbarn besteht nun darin, daß er vor den anderen Dorfleuten wissen muß, wenn etwas in dem Hause geschieht, was in die Öffentlichkeit dringt. Er schämt sich, wenn ein anderer ihn dar-

über befragt, und er, der Nachbar, weiß nichts davon. Ist Familienzuwachs gekommen, muß es ihm angesagt werden. Die Nachbarn werden zum Taufkaffee geladen; dabei sagen sie ihre Sprüche. Kommt im Stalle Zuwachs, ist ein Stück Vieh krank, leistet der Nachbar Hilfe, gibt gute Ratschläge und faßt an. Wehe, wenn er übersehen wird! Er hat von allem, was geschieht, das erste Wissensrecht, allerdings auch bei Dingen, die nicht für alle Ohren sind, die Schweigepflicht. „Mer schwätzt mit gar iver Naobere!“ gibt er dann den Vorwitzigen zur Ordnung. Fehlt etwas an Ackergeräten, ist ein Werkzeug nicht in Ordnung, ist das Spannvieh krank, muß es beim Nachbar geliehen werden; erst wenn dieser es selbst braucht oder nicht besitzt, darf man weitergehen. Bei der Arbeit helfen sich die Nachbarn gegenseitig aus, besonders zur Heuzeit, bei der Körnernte und bei der Weinlese.

Letzter Nachbarschaftsdienst

Und dann kommt noch der letzte Nachbardienst. Wenn der Bauer tot ist, wird es gleich der Nachbarschaft angesagt. Sie weiß es wohl schon; sie haben sich stets nach dem Kranken erkundigt und ihn besucht; der Kaut hat in den letzten Nächten gerufen; im Hof und in der Scheune hat man Strohhalme gefunden, die kreuzweise aufeinander lagen; vielleicht sind die Nachbarn auch zu Hause gewesen und haben in der Todesstunde am Krankenlager gebetet. Drei Tage muß der Hingeschiedene auf dem „Schaaf“ liegen; die Nachbarn stehen in der Zeit der Witwe helfend zur Seite. Am vierten Tage ist das Begräbnis; die vier Nachbarn tragen den Sarg. Dabei müssen sie manches beachten. Die alten Häuser sind enge, der Flur ist oft so schmal, und die Stiege so steil und krumm, daß kein Sarg aus der Totenkammer getragen werden kann. Aber es gilt als Schande, wenn der Sarg aus dem Fenster gereicht wird. Jeder Bauer will sein Haus durch die Türe verlassen, und es gibt Männer, deren letztes Wort dieser Wunsch ist. So sorgen die Nachbarn für die Erfüllung des letzten Willens; sie müssen den Sarg mühsam drehen, stellen und wenden, oder sie tragen zuerst den Toten hinaus und legen ihn draußen in die Lade. Ganz langsam schreiten sie zum Kirchhof, den Kopf des Toten hinten tragend, daß er vorwärts schauen kann und ihm der Abschied von seinem Hof nicht zu schwer fällt. Drei Vaterunser, drei Schaufeln Erde - der rechte Bauer wirft die Erde noch mit der Hand - dann ist die Nachbarschaftshilfe erfüllt, und der Tote muß sich im Himmel neue Nachbarn suchen.

Es prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet.

Hillich im Dorf

Seit Tagen schon ging das Gemunkel im Dorf, die Kathrin, des Bürgermeisters älteste Tochter, wolle heiraten und am Freitag solle sie mit Bernd, ihrem Verlobten vom Nachbarort, zum Standesamt das Aufgebot bestellen. Fränz, so hieß Kathrins jüngster Bruder, sollte die Nachricht im Dorfe ausgeplaudert haben. Als nun gar am Donnerstag der Schornstein des Backhauses noch mächtig qualmte und des Bürgermeisters Weibslaut emsig mit Kuchenblechen hin und her eilte, war an der Glaubwürdigkeit von Fränzens Bericht nicht mehr zu zweifeln. Es war am Abend also tatsächlich „Hillich“ im Dorf. Vor zwei Jahren, als Schmitze Anna geheiratet hatte, war die letzte gewesen. Seitdem hatte kein Dorfmädden mehr die Ehe geschlossen, bis Kathrin jetzt den großen Schritt wagen wollte. So war es denn auch nicht verwunderlich, daß sich am Abend die Dorfburschen vollzählig zusammenfanden, um

mal wieder nach altem Brauch eine echte „Hillich zu schläife.“ Zwei Halfterketten hatten die jüngsten, die heute zum erstenmal dabei sein durften, gleich mitgebracht. Einige alte, schartige Sensen hatte Nikla noch unter den Dachsparren des windschiefen Holzschuppens stecken. Eine davon hatte schon damals bei der Anna zum Schleißen herhalten müssen. Die anderen hatte er so im Laufe der Zeit dazu gesteckt. Und eine Ziehharmonika durfte ja auch nicht fehlen, genau so wenig wie der alte, schon ein wenig rostige Karabiner aus dem 1. Weltkrieg, der auch in der Neujahrsnacht noch stets treu und redlich den Dorfschönen das neue Jahr angeböllert hatte.

Die Vorbereitungen waren also schnell getroffen, es galt nur noch des Nachbarn eisernen Ackerwagen möglichst geräuschlos im Hofe der Braut vorzufahren. Doch auch der war bald auseinander gebracht und der Hinterteil vor dem Fenster der guten Stube auf die „Rungen“ gestellt. An jedem Rad wurde nun je eine der Ketten zum Drehen befestigt, und zwei kräftige Burschen setzten die Räder in Bewegung. Währenddessen hatten an jedem Rad je zwei andere Burschen Aufstellung genommen, jeder mit einer Sense bewaffnet. Der Rest hatte sich um den Harmonikaspieler geschart, während der Karabinerschütze etwas abseits stand, den Lauf in den nahe vorbeiplätschernden Dorfbach gerichtet.

In des Bürgermeisters guter Stube hatten sich indessen die engeren Freunde und nahen Verwandten mit dem Brautpaar versammelt. Man konnte also beginnen, sobald Jupp das entsprechende Zeichen gab. Jupp war mit seinen 37 Jahren der älteste Bursche in der Runde, er war selbst vom Heiratsfieber, wie er sagte, bis jetzt verschont geblieben. Er gab nun einen Wink mit der Hand, und schon krachte der erste Gewehrerschuß. Sofort hielten auch die Schleifer ihre Sensen auf die rundsaisenden Eisenreifen des Wagens. Ein schrilles Gekreische war das, die Funken sprühten und stoben, und in allen Tonlagen wimmerten und klagten die alten Stahlklingen. In dieses Trauerkonzert stimmten nun die Burschen selbst mit ein und ahmten ein Weinen und Klagen nach, das der Dorfschönen galt, die nun ein anderer einführt. So klang das abendliche Klagelied durchs Dörfchen, bis der zweite Schuß es verstummen ließ. Nun erklangen einige Akkorde der Ziehharmonika, und dann sangen die rauen Burschenkehlen das uralte Hillichlied:

„Schönste, Allerschönste, was hör ich von dir?
Ei, du willst dich heiraten, du schönes junges Blut.“

Zwischen jeder Strophe fällt ein Schuß, und das Schleißen und Wehklagen wird immer herzerweichender fortgesetzt. Je älter die Braut, der dieses „Hillichschläife“ gilt, um so schlimmer und trauriger klingt das Klagen und Trauern, als ob man nun erst die Schönheit und die Vorzüge des schon bejahrten Mädchens erkenne. Das Klagen und Schleißen klingt dann aus mit der letzten Strophe des Hillichliedes:

„Die schöne Trompete, die schöne Schalmee,
bleibe du ein liebes Mädchel, ich bleibe dir treu.“

Das Brautpaar, das während der letzten Strophen ins Freie getreten ist, spricht nun den Burschen in herzlichen Worten seinen Dank aus und lädt sie ein, ins Haus zu treten. Dort nun bringen die Burschen ihrerseits, der Jupp als ältester natürlich wieder zuerst, dem neugebackenen Paar ihre Glückwünsche entgegen. Im Hause erwartet diejenigen, die zum erstenmal dabei sind, eine andere Aufgabe. Sie müssen ihren Zoll entrichten dafür, daß sie nun endlich aufgenommen sind in die Gemeinschaft der älteren Jugend. Für gewöhnlich kommen sie mit einer alkoholhaltigen Spende frei. Auch wenn sie ein mit Pfeffer und Salz kräftig bestreutes Käsebrot essen müssen, schlucken sie diese scharfe Pille gern und tapfer. Und dann gibts für alle eine gute Bewirtung.

Aus der Zeitschrift: Die Eifel

Mein eigen sollst du sein

Es wollte sich einschleichen
ein kühles Lüftelein;
Geh' du zu deinesgleichen!
Du sollst mein eigen sein!
Verlassen tu ich dich ja nicht,
wennleich das Herz mir bricht;
treu und beständig sollst du sein,
du sollst mein eigen sein!

In meines Vater Garten,
da stehn zwei Bäumelein,
das eine trägt Muskateln,
das andere Nägelein.
Schließ' du dein Herz wohl in das
mein',
schließ' eins ins andere hinein:
Daraus soll wachsen ein Blümelein,
das heißt: Vergißnichtmein!

Moselländisches Volkslied

Winkel

Wenn zwei junge Leute heiraten wollen, gehen sie zuerst aufs Standesamt. Abends wird dann der Winkel gefeiert. Die Jungen und Mädchen des Dorfes versammeln sich bei Eintritt der Dunkelheit vor dem Hause der Brautleute. Wenn das „Schleißen“, von dem euch in „Hillich im Dorf“ ausführlich erzählt wird, in vollem Gang ist, tritt das junge Paar unter die Haustür. Die Jungen mit ihren Lärminstrumenten geben sich dann zufrieden und stimmen ein Liedchen an, als erstes immer: „Mir gefällt das Ehestandsleben!“ Das Ständchen schließt mit „Wenn alle Brünnelein fließen“, was die meisten Umstehenden kennen und mitsingen. Hinterher gehen alle am Brautpaar vorbei und gratulieren. Manche lustigen Worte werden beim Händeschütteln gewechselt. Die Mädchen bringen Blumen aus ihren Gärten. Die Freundinnen der Braut bieten manchmal Gebäck in der Runde an. Der Bräutigam schenkt den Jungen ein schönes Stück Geld. Damit ziehen sie singend ins Dorfwirtshaus und trinken eins auf das Wohl des jungen Paares.

Annemarie Müller, Bergweiler

Hochzeit in Burg

Heute ist Hochzeit in Burg. Am Morgen war bereits die Trauung in der Pfarrkirche in Landscheid. Nun ist die Kaffeizeit schon vorüber. In der Nähe des Festhauses lauern voll Ungeduld die Schuljungen, gilt es doch nach altem Brauch, einen Rosinenkuchen zu erbeuten. Da tritt auch schon die Hochzeitgesellschaft aus dem Haus. Zu Paaren geordnet, gruppiert sie sich zu einem festlichen Zug. Der stärkste Hochzeitsgast hat die Ehre, die Stange mit dem daran befestigten Rosinenkuchen zu tragen, den die Jungen so sehr erwarten. Er schreitet dem Zug voran, gefolgt von dem Brautpaar. Ein weißgekleidetes Engelchen trägt behutsam den Schleier der Braut. Der Brautführer geleitet die Nebenbraut, und so schließt sich Paar um Paar der Gäste an. Da ruft ein Junge: „Weil koomen se!“

Schon ziehen die Mutigsten mit ihren Stöcken gegen die Kuchenstange.

So sehr der Kuchen auch schwankt, so schnell wird er nicht herabfallen. Er hängt, mit Bändern befestigt, oben in der Gabelung der Stange. Da ist einer der Burschen hochgesprungen, hat die Stange gefaßt und versucht, ihre Spitze herunterzuziehen. Nun gibt es auch für die noch zögernden Schuljungen Keir. Halten mehr. Doch nicht umsonst hat man den stärksten der Gäste zum Hüter des Kuchens auserwählt. Ob mit Kraft oder mit List, er weiß den Kuchen zu verteidigen. So widerstehen er und der Kuchen manchem Ansturm. Schließlich erlahmen seine Arme aber doch, denn die Jungen lassen nicht nach. Die Stange wird heruntergerissen, einer der Burschen ist im Nu zur Stelle, und schon besitzt er die süße Beute. Doch dafür haben sich die anderen nicht geplagt, auch sie wollen ein Stück vom Kuchen haben, und so gerät der Kuchen in arge Not.

Erst als sich der Besitzer bereit erklärt, den noch restlichen Kuchen redlich zu verteilen, nimmt die Balgerei der Jungen ein Ende. Inzwischen zieht der Hochzeitszug weiter, die Brautleute nehmen manchen Glückwunsch dankbar entgegen, und das Hochzeitsfest nimmt ein fröhliches Ende bei Musik und Tanz im Gasthaus.

Edgar Christoffel, Burg

Im Namen Gottes

Die Trauung ist vorüber, der Hochzeitszug kommt heim. Bevor das Brautpaar die Schwelle der Stubentüre überschreitet, hält ihm der Brautvater oder, sofern die Hochzeit im elterlichen Hause des Bräutigams gefeiert wird, dessen Mutter das Weihwasserkesselchen der Kammertüre hin. Braut und Bräutigam tauchen ihre Finger hinein und machen sich einander im Stehen das kleine Kreuzzeichen auf die Stirn; der Teil, dessen Elternhaus dies ist, dem, der „hineinheiratet“, zuerst. So steht das Kreuz, in dessen Zeichen sie sich die Stirne berühren, am Eingang ihres Hauses, gleich nachdem sie sich vor dem Altar der Kirche das heilige Sakrament der ehelichen Gemeinschaft selber gespendet und der Priester ihre Hände mit der Stola umwunden hat. Hierauf wird ihnen auf dem Teller, der als bestes Stück mit zum alten Hausrat gehört, ein Stück trockenes Brot des nunmehr gemeinsamen Haushaltes gereicht, das sie brechen und als Erstes nach der gemeinsamen Kommunikation genießen, damit nun auch das irdische Brot ihres Hauses gesegnet sei. Beim bevorstehenden Johannisfeuer oder beim nächsten Hüttenfest am ersten Fastensonntag nimmt dann die dörfliche Gemeinschaft von diesem Herd der Jungvermählten das Feuer zur Entzündung des Holzstoßes und als Sinnbild der Kraft, der Fruchtbarkeit und himmlischen Segens im Kampf der irdischen Gewalten. - Auch pflegt die bisherige Hausfrau der Braut ein Stücklein vom Buchsbaum des Palmsonntags oder vom geweihten Krautwisch des Mariä-Himmelfahrts-Festes zu reichen, das diese in die Flamme des Herdes wirft.

Noch einmal machen die Brautleute an ihrem Hochzeitstag das Zeichen des Kreuzes, diesmal aber nicht sich selbst, sondern über Vieh und Vorräte, Scheune und Hof, die in ihre Zweisamkeit oder in das Hauswesen der Sippe einbezogen sind und ihnen dienen. Wenn die Stalliere ihre Köpfe zur Schwelle wenden, auf der die junge, zukünftige Herrin steht, und mit großen Augen sie anblicken, dann spürt sie schaffensfroh und beglückt den Bann ihres neuen Reiches. Der Mann neben ihr reckt sich stolz empor, die Blicke begegnen sich, und es geschieht wohl, daß es verhalten zugleich aus zweier Munde bricht, was nur die Tiere des Stalles hören: „Im Namen Gottes!“

Wilhelm Hay

Ein sinniger Hochzeitsbrauch an der Mosel

Im großen Moseldorf Kröv sah ich im vergangenen Sommer einen sinnigen Hochzeitsbrauch. Im schönen „Dreigiebelhaus“, von dem das Heft „Fröhliche Heimat“ ein Abbild zeigte, wurde die Hochzeit gefeiert. Die Braut war weither gekommen; aus Westfalen kam sie, wo Steinhäge-, Pumpernickel und Schinken wachsen, aber kein Wein. Sie war also noch keine Winzerin und sollte in der neuen Heimat erst eine werden.

Als das Brautpaar mit allen Hochzeitsgästen in der Kirche im Traumtief, herrschte plötzlich um das Dreigiebelhaus ein reges Leben. Alle Nachbarinnen kamen herbei, und jede von ihnen trug ein Hochzeitsgeschenk in der Hand. Sie hingen diese Hochzeitsgaben an die Haustür, darüber und rundherum, und sie waren erst fertig mit der seltsamen Ausschmückung, als die Hochzeitler zurückkamen. Wie staunte da die Braut über all die Dinge, die ihr von den guten Nachbarinnen ans Haus gehängt worden waren, lauter Dinge, deren Gebrauch sie nun erlernen mußte. Über der Tür hingen wie dicke Würste Bündel von Bast und Bindeweiden, eine Wingerthsschürze war daneben wie eine blaue Fahne ausgebreitet. An der Türklinke war ein Paar derber Nagelschuhe festgebunden, woran noch eine Rebschere baumelte, unten stand ein neuer Melkeimer, ein helles Kopftuch zipfelte am Türrahmen, und all dies zusammen ergab ein köstliches Bild. Es waren die Hochzeitsgeschenke der Nachbarschaft für die Braut, die aus einer fernen Gegend stammte.

Hernach begegnete mir der Hochzeitszug, als er nach altem Brauch seinen Gang durchs Dorf hielt. Die junge Frau trug ein kunstreiches Brautkännchen in der Hand, ein Erbstück des Dreigiebelhauses; der Bräutigam schenkte darin jedem ein, der ihnen begegnete und Glück wünschte. Auch ich trank daraus einen guten Schluck „Kröver“ auf das Glück des jungen Paares.

Das Pastorenfest in Uerzig

Der alte Ortspfarrer fühlt sich der Seelsorgsarbeit in dem Pfarrdorf des hl. Maternus nicht mehr gewachsen; er läßt sich in den Ruhestand versetzen. In einer würdigen Abschiedsfeier zeigen alle Pfarrkinder ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Bald trifft die Nachricht von der Ernennung eines Nachfolgers ein. Wie allerorts, rüstet man eifrig zu den Empfangsfeierlichkeiten für den neuen Seelsorger.

Das eigentliche „Pastorenfest“ kommt aber erst; es bleibt der ledigen Dorfjugend vorbehalten. Zwei Wochentage sind dafür vorgesehen, mag auch die Weinbergsarbeit noch so drängen.

Am Spätnachmittag versammeln sich alle Ledigen über 17 Jahre im Wirtshaussaale. Nur der neue Pfarrherr und der Kirchenvorstand sind als Gäste zugelassen. Die Jugend stellt sich vor und begrüßt den neuen Seelsorger. Findet er die rechten Worte, dann hat er ihre Herzen gewonnen. Die Dorfmusik spielt zum Tanze auf. Heimat- und Liebeslieder schallen durch den Saal. Der Wein aus den elterlichen Kellern steigert die Stimmung. Es geht schnell auf Mitternacht zu. Mit einem Scherzwort: „Tanz noch etwas weiter, es hat sich zwar noch niemand in den Himmel getanzt, es braucht sich auch keiner in die Hölle zu tanzen.“ verabschiedet sich der geistliche Herr. „Morgen ist erst der Höhepunkt des Festes“, denken alle, darum folgt bald der Kehraus.

Am frühen Nachmittag des zweiten Tages sind wieder alle im Saale versammelt. Mit großer Spannung erwartet man die Auslosung der Paare. Auf einem erhöhten Tisch stehen zwei Hüte. In dem einen liegen die Namen der Mädchen, der andere enthält die Namen der Jungen, die

Kennst du deine Heimat?

Dann erkanntest du im fünften Heft den weit und breit bekannten Moselort Ürzig und seine vorzügliche Weinberglage „Würzgarten“.



Ich stehe hier oben in Wind und Wetter inmitten eurer Felder und Wälder, eurer Weinberge und Wiesen. Ich schaue hinab ins Tal der Mosel und segne alle, die da wirken und streben.

Ich weiß um eure Freuden, aber auch um Euer Leid u. eure Tränen. Ich liebe, die da geboren, die ein Bund zusammenführte fürs Leben. Ich geleite alle, die von euch gehen, zu ihrer letzten Ruhstatt und führe die zum Vater, die ihn bekannten.

Kennst du den Standort dieses kunstvollen Wegkreuzes? Wenn nicht, nenne ich ihn dir im 7. Heft:

„Uralte Heimat“

Dieses Heft wurde bearbeitet von Peter Kremer, Bernkastel
Das Titelbild zeichnete Hans Scherl, Wittlich
Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhld.

LAND ZWISCHEN MOSEL UND MAAREN



Herausgegeben von Schulrat Schaefer, Wittlich und Peter Kremer, Bernkastel
unter Mitwirkung der Lehrerschaft des Kreises Wittlich

Heft 7: „Uralte Heimat“